

786–1986
Festvortrag zur 1200-Jahr-Feier von Merzhausen
und Wittnau
(Festbankett am 12. September 1986)
von Hugo Ott

Wenn die Seele dir auch über die eigne Zeit
Sich, die sehrende schwingt, trauernd verweilest du
Dann am kalten Gestade
Bei den Deinen und kennst sie nicht.

Friedrich Hölderlin: An die Deutschen (Zweite Fassung)

Es hatte stark geschneit in der Christnacht 786, anno domini 786. Die Tage zuvor tobten die Stürme und fielen immer wieder jäh mit jammerndem Geheul voller Ungestüm in das Tal ein, das den Schönberg vom Vorgebirge des Schwarzwaldes trennt. Das wilde Heer war unterwegs in den Rauh Nächten, Wodan, der grause Gott, tobte samt seinen derben Gesellen, den Gehenkten, den ohne Taufe Verstorbenen, durch die Lüfte und trieb sein Unwesen, sogar gewaltige Bäume entwurzelnd. Wehe dem, der diesem tollen Haufen begegnete. Er wurde gnadenlos und ohn' Erbarmen im Sturm der wütenden Reiter mitgerissen in den Strudel der Hölle. Die Menschen verharrten in ihren Behausungen und drängten sich ängstlich an die kleine Glut der offenen Feuer in den Hütten. Auch das Vieh blieb besser in den Ställen, damit keiner der unerlösten Geister in es führe.

Die Sonne hatte sich lange nicht gezeigt, nur hin und wieder war ein karger Strahl zu erhaschen, wenn der verhangene Himmel aufriß und hinter jagenden Wolkenfetzen der bleiche Feuerball tief unten am Horizont stand, rasch wieder verhüllt vom sich türmenden Wolkengebirg. Ob dieser wärmende und lebensspendende Quell auch dieses Mal den Kampf gegen das böse Dunkel, gegen die dräuende Nacht, die immer mehr den Tag auffraß, siegreich bestehen würde, in der Mittwinternacht, in der die Entscheidung über Finsternis und Licht mit Bangen erwartet wurde?

Die tröstliche Botschaft der nächtlichen Messe zu des Herrn Geburt erreichte nur wenige, da selbst die Priester die Worte der liturgischen Texte im fremden Latein, dem unverständlichen, kaum begriffen: „Gott, der Du diese heiligste Nacht durch die Leuchtkraft des wahren Lichtes hell werden ließest, gib, so bitten wir, wir möchten einst im Himmel die Freuden dessen erfahren, dessen Lichtgeheimnisse wir auf Erden erkannt haben.“ (In nativitate Domini ad primam missam – Oratio.)

Nun aber hatte sich der arge Sturm vom Schnee einwiegen lassen und zur Ruhe gelegt. Und als die Leute, nur eine geringe Schar, durch den tiefen Schnee zur Messe in der Morgenröte – sie nannten sie die Hirtenmesse – stapften, hinauf zum Kirchenhügel, wo ihre kleine Kirche, aus nur leicht behauenen Bohlen aufgeführt, stand, biß bereits die eisige Kälte in die eingemummten Gesichter und ließ die Finger klamm werden. Das Wasser in den Brunnenschalen war schon erstarrt und das Plätschern zu Eis geworden. Der Morgenstern blinkte im Südosten, froher Bote eines kommenden hellen Tages. Noch vor dieser zweiten weihnachtlichen Messe hatten die Männer, für das Vieh besorgt, unbeschrien, Wasser vom nimmermüden Quell am Fuße der Kirche geschöpft und die Tiere damit getränkt, klares Wasser vom Berg, auf dessen Hochfläche, nie mehr betreten, ein verwunschener Bezirk, den Getauften verboten, die alten Götter gewohnt hatten. Nur scheue Blicke warfen sie auf die mächtigen Steinquader und Findlinge, in die Steilhänge des oberen Plateaus eingefügt.

Die Hirtenmesse, ob ihrer schönen Texte ein fröhlicher Gottesdienst, erfreute die einfachen Menschen; das verstanden sie, daß Hirten bei ihrer Herde waren, daß ihnen Engel die frohe Botschaft überbrachten, sie hinübergingen nach Bethlehem, wo sie Josef und Maria und das Kind in einer Krippe liegend fanden und es anbeteten. Der Priester, einer aus ihrer Mitte, von Herrn Heimo zu diesem priesterlichen Dienst bestimmt in seiner Eigenkirche, in der Kirche seiner Sippe, der lateinischen Sprache kaum mächtig, ein Unfreier wie die meisten von ihnen, die sich in dem engen Kirchenraum zusammendrängten, aber ein Gesalbter Gottes, wirkmächtig deshalb und herausgehoben aus ihrem Kreis, hatte Salz, Brot und Wasser geweiht für Tier und Mensch. Sie brachten es nach der Messe in die Ställe zu den ruhig mahlenden Kühen, zu den Pferden, die, lange nicht im Freien, unruhig tänzelten und mit den Hufen scharrten, zu den geduldigen Schafen, die begierig das Salz leckten, das geweihte. Mochte das Vieh vor Unglück bewahrt werden, kostbarer Besitz und Zeichen des Reichtums des Herrn Heimo, des lange verwitweten, und seiner Tochter Suanailta, deren Schönheit verblüht war! Und dann besprengten sie die Häuser mit dem geweihten Wasser, Unheil und böse Geister abzuwehren.

Ein prächtiger Morgen kündigte sich an, als die Menschen aus dem Kirchlein traten. Die Sonne schickte die ersten Strahlen über die Höhe des ge-

waltigen Schwarzwaldberges. Sie trafen auf die Reben des Gegenhangs, jetzt fast gänzlich im Schnee vergraben. Die sturmzerzausten Bäume auf der Kamm-
linie des hohen Berges hoben sich klar und überdeutlich im Licht der gleißenden Kugel ab, die ihre kurze Bahn am Horizont begann und das Weiß des frischen Schnees zum Blenden brachte. Die Konturen waren weich geworden. Eine tiefe Stille lag über dem Tal, das den Schönberg vom Granitgestein des dunklen Waldes schied. Selbst das Rauschen des Baches drunten auf der Talsohle kam gedämpft nur herauf. Der verschwiegene Zauber der Landschaft wurde offenbar. Das nach Norden schweifende Auge nahm die im leichten Dunst liegende weite Breisgauer Bucht wahr, kaum erschlossen in den großen Wäldern, die jetzt im jungfräulichen Schnee sich verloren.

Aus dem schneebedeckten Dach des Herrenhauses, als Langhaus stattlich gestaltet, zweischiffig gebaut, mit Wohnungen, Tenne und Ställen versorgt, stieg bläulicher Rauch hoch: Die Mägde rüsteten zum festlichen Mahl. Schon viele Tage zuvor herrschte ein emsiges Treiben in der kleinen Siedlung Merzhausen, in Meresusum, wo sich um den Herrenhof die schmalen Behausungen der Unfreien scharten, die Wohnung des Pfarrers, ein wenig nur größer, die Erdkeller mit ihren Überbauungen nahezu verschwunden unter der Last des Schnees – alles eingehegt von einem Flechtzaun, der auch die Mühle drunten am Bach miteinschloß, die leichte Anhöhe hinauf lief und wiederkehrte, Schutz gewährend vor dem wilden Getier und den Frieden sichernd den Menschen, die im inneren Bezirk wohnten.

Der Drusch der reichen Ernte war noch nicht beendet – die rhythmischen Takte der Schlegel, im Schlag gedämpft durch die Garben des Getreides, waren seit Wochen zu hören. Die geworfelten Körner füllten die Speicher: die kantige Gerste, der flachspitze Hafer, der dunkle Roggen und der pralle bräunliche Weizen. Drüben von Mengen her, wo Herr Heimo fruchtbares Ackerland bauen ließ, war manche schwere Fuhre auf dem holprigen Weg um den Schönberg hereingewankt. Die Mühle fand reichliche Arbeit – frisch geschrotete Gerste, feines Weizenmehl und das schwarze Mehl vom Roggen füllten die Kästen. Im Keller, hangwärts in den Berg getrieben, war der Most zur Ruhe gekommen, und der junge Wein setzte seine Trübe ab – ein großer Herbst war durch die Trotte gegangen. Noch hing gleichsam das fröhliche Lachen und Sin-

gen der Traubenleserinnen über den Rebstöcken des Schönbergs. Der dumpfe, betäubend schwere Dunst des wilden Mostes hatte sich allenthalben festgesetzt – feine Genüsse verheißend. In den Tiegeln schmorten nun die jungen Gänse, an Martini von den Bauern gebracht als Zeichen der Hörigkeit, genährt auf den fetten Weiden der Lößböden drüben in Mengen, ein zartes Fleisch unter knuspriger Bräune versprechend. Rosmarinduft stieg in die schnuppernden Nasen.

Herr Heimo, keiner der jüngsten mehr, hatte tagelang der Jagd gefrönt – hinter dem Bären her, dessen Revier er kannte, bis endlich der Wurfspieß die Halsader aufriß und das Fangmesser den mächtigen Gesellen niederstreckte. Es kostete Mühe, die Beute auf den Hof zu schaffen, das wohlgenährte Tier, das den Sommer über die Bergbäche ausfischte, das rosige Fleisch der Forellen, und sich am wilden Honig gütlich tat. Die aus dem Pelz geschlagenen Schinken, mit würzigen Kräutern geräuchert – Wacholder vor allem –, sollten die festliche Tafel krönen. Das Pelzwerk hatten die Mägde mehrfach gebeizt, gewalkt und getrocknet. Bald konnte es zu wärmenden Kleidern dienen.

So ganz wohl freilich war es Herrn Heimo nicht gewesen in den langen Stunden des Lauerns auf den schwergewichtigen Einzelgänger, erzählte man sich doch, der Bär sei dem heiligen Gallus verbunden, stehe unter dem Schutz dieses wortgewaltigen Gottesboten, der Christi Lehre in alemannischen Landen verkündet habe, die heimische Sprache, die schwere und kehlige, beherrschend, wiewohl von einer fernen Insel gekommen – weit draußen im großen Wasser, wo die Sonne eintauchte. Der Ruhm des mächtigen Klosters, das den heiligen Leib des Gallus barg, war längst in diese Gegend gedrungen. Und Heimo wußte, daß drüben von Ebringen und Wolfenweiler aus schon in der Zeit seiner Kindheit die Weinfuhren ihre wochenlange Reise ins weit entlegene Kloster an der Steinach, jenseits der hohen Schwarzwaldberge, nahe dem großen See, unweit des jungen Rheins antraten – dorthin, um die Keller zu füllen und den Mönchen zu bekömmlichem Trunke zu dienen.

Hatte ihm jüngst nicht erst der Priester Landpert droben in Wittnau von diesem reichen Kloster erzählt, von dieser gewaltigen Anlage, größer als alles, was Heimo je erblickt hatte – aus behauenen Steinen alles gefügt, nicht nur die Kirche, eine Kirche freilich, in die viele Langhäuser, ja alle Gebäude Merzhau-

sens, Wittnaus und Biezighofens, Platz fänden und die von Mengen obendrein. Und der gelehrte Priester Landpert, des Lateinischen wohl kundig in Wort und Schrift, wußte, wovon er sprach, da er das Galluskloster genauestens kannte, zwar nicht ein Mönch der Gemeinschaft, aber ihr Beauftragter, seit geraumer Zeit auf der besonnten Höhe von Wittnau als Pfarrer wirkend im Auftrag des Klosters.

Weit geht von hier der Blick hinüber in die Berglandschaft, im Süden steht der erloschene vulkanische Stauf, im Norden hinunter zum Talausgang und zu den weithin säumenden Höhen jenseits der Dreisam. Und der Priester Landpert zeichnete, damit Herr Heimo es auch recht begreife, den Plan des Klosters des heiligen Gallus in den Sand vor der Kirche in Wittnau, als Heimo wieder einmal im letzten heißen Sommer heraufgeritten war, die Mückenplage fliehend, die Tiere und Menschen dort unten gar grausam peinigte. So schrieb Landpert den Plan in den Sand, wie sie drüben im Galluskloster diesen auf großes Pergament gemalt hatten in schönem Rot, und er wurde nicht müde, dem bäuerischen Edelmann den Aufbau, die innere Einheit dieses Klosterstaates zu schildern: wie da die Werkstätten aller Art und die Gärten, die Ställe und die Schlafsäle, die Räume zum Speisen, die Schreibstuben seien und welche Schätze gar die Bibliothek berge: pergamentene Bücher mit herrlichen Farben beschriftet, mit Blattgold belegt und kunstvoll gemalt, die heiligen Texte enthaltend, aber auch das Leben des heiligen Gallus berichtend.

Und Landpert zeigte dem tumben Heimo pergamentene Stücke, einfache freilich, eben das, was so abfiel in den Schreibstuben der Mönche, noch unbeschriftet, auf einer Seite gerauht, damit die farbige Tinte dran hafte, mit geschnittenem Gänsekiel aufzutragen. Dies alles sei ihm nötig, da er die Geschäfte des Klosters führe. Diese freilich seien im Wachsen begriffen. Denn gar mancher schenke von seinem Besitz, was für Zeit und Ewigkeit dem Kalbfell anvertraut werde. Über mangelnde Arbeit habe er nicht zu klagen. Seit König Karl dem Kloster gnädig gesonnen, Ordnung und Ruhe durch königliche Boten habe einkehren lassen, gehe es aufwärts. Das Galluskloster sei wie ein aufsteigender Stern. Wohl dem, der sich in seinem Schutz berge, er stehe zugleich in der Nähe des Königs, der jüngst erst, nach Italien ziehend, auf der Reichenau geweiht habe und eine Gesandtschaft des Gallusklosters empfangen habe

voll des Wohlwollens. Und überhaupt: Wir sollten an das Heil unserer Seele denken und die Seelen der Verstorbenen nicht vergessen.

Auch habe er besorgt zu sein für die Zahlung der Zinsen und für den Transport der Früchte zu dem entlegenen Kloster. Bei solcher Gelegenheit war es wohl, daß Landpert das Leben des Heiligen erzählte, wie er es drüben im Kloster in alten Schriften gelesen – auch das Wunder vom Bären: Gallus, aus der geschäftigen Welt vom Gestade des großen Sees sich entfernend, von einem Diakon nur begleitet, auf der Suche nach einsamem Ort, wo eine Zelle er bauen könne, sei an das Flößchen Steinach gekommen und habe den endgültigen Platz dort gefunden. Gesättigt von den gebratenen Fischen, soeben erst mit dem Netz aus der Steinach gefangen, und von dem Brot, das im Ränzlein sie mittrugen, sei der Begleiter vom süßen Schlaf übermannt worden, der Heilige wach doch geblieben. Da sei ein Bär vom Berge gestiegen und habe die Reste vom Mahl, die Brosamen und die Fischgräten, ganz heimlich zusammengeklaut. Der Heilige, dies beobachtend, habe zum wilden Tier also gesprochen: Ich befehle Dir, Du wildes Tier, in Gottes Namen, bringe ein großes Holz herbei und wirf es ins Feuer! Der Bär, gehorsam, habe ein gewaltiges Stück herbeigeschleppt und dieses ins Feuer gelegt. Der heilige Mann habe dem Reisesack ein ganzes Brot entnommen und es dem treu dienenden Bären gegeben und zu ihm also gesprochen: Im Namen meines Herrn Jesus Christ, weiche aus diesem Tal und hause in den Bergen und Wäldern ringsum so, daß keinem Menschen und Tiere du schadest! (Vitae Galli auctore Walafrido liber I, c. 11) So sei der Bär zum Zeichen des Gallus geworden, und wo immer das Kloster Besitz und Rechte erwerbe, da sei der Bär nicht weit.

Nachdenklich war damals Heimo hinuntergeritten, den kühlen Abendwind, der von den Bergen einfiel, genießend. Die Geschäfte des späten Sommers und des Herbstes waren vorbei, aber in der stillen Zeit des Advent kam es zum Schwure: Am Tage nach dem Weihnachtsfeste sollte droben in Wittnau der Priester Landpert notieren, vor vielen Zeugen, was Heimo zu schenken gedachte. Längst waren Boten unterwegs, die Zeugen zu laden auf den Tag des heiligen Stephan hinauf nach Wittnau. Nein, diese Weihnacht 786 war anders für Herrn Heimo als die früheren. Hatte er sich recht bedacht? Nun, nicht zum ersten Male schenkte er Land an ein Kloster. Zehn Jahre zuvor schon gab er

Besitz drüben in Mengen an den heiligen Nazarius, der im Kloster Lorsch ruhte – weit droben im Norden. Es waren zwar nur zwei Tagewerke, aber fruchtbarsten Ackerlandes, nur ein Geringes seines Besitzes. War Gallus, der Ire, den Alemannen nahe, denn stärker als Nazarius, der Franke? Das Galluskloster ein aufsteigender Stern, wer in seinem Schutze sich berge, sei auch in der Nähe des Königs? Immer wieder sann er darüber nach, besprach sich mit Suanailta, der Tochter, dem ältlichen Mädchen, das dieses Schutzes besonders bedürfe, wenn einmal die Augen er schließe.

Als nun das Glöcklein mit dünnem Klang zur dritten Messe rief am Weihnachtsmorgen, hielt Herr Heimo innige Zwiesprache mit seinem Vater, mit seiner Mutter, mit seiner Frau, die in gemauerten Gräbern vor dem Altar unter dem gestampften Lehm seines Kirchleins lagen. Der Vater hatte einst an diesem Ort für die Sippe den heiligen Bezirk ausgegrenzt und ihn Gott geweiht, die Kirche aufgeführt, einfach freilich, damit sie zur Grablege diene und rings um die Kirche die Toten der Hörigen in geweihter Erde bestattet werden. Nicht so wie die Toten der heidnischen Vorderen, die nicht die Taufe empfangen hatten, dem Satan nicht widersagten, den Glauben an Gott, an Jesus, seinen Sohn, und an den Heiligen Geist nicht bekannten, nicht wiedergeboren wurden durch das heilige Wasser. Sie lagen drüben am Hang des Maienrains – gebannter Platz für die Christen, da die unerlösten Seelen dort umgingen und in den Rauh Nächten unter das wilde Heer sich mischten.

Diese Kirche, sein Eigentum und das der Tochter, kürzlich erst reichlich mit weiteren Gütern versehen, mit Reben und Äckern, vor allem mit Leuten, die die Wirtschaft besorgten, die konnte er nicht hergeben, dies keines Falles, da wußte er sich einig mit seinen Toten in den gemauerten Gräbern; auch die große Matte nicht, die sich am Fuße des Kirchenhügels weithin erstreckte hinunter, wo der Bach nach Westen sich wandte auf Wendlingen zu und die Matten sauer wurden, weil sumpfige Niederung sich ausbreitete. Welch prächtiges Heu führten die Hörigen in die Scheuer, Nahrung der Tiere in den langen Wintern. Doch sollte alles dem heiligen Gallus zufallen, was in Merzhausen Heimo sein eigen sonst nannte, nicht wenig gewiß, samt viere seiner eigenen Leute, Wichario, Hetilino, den Männern, Williilta und Swasa, den Frauen. Er mußte mit ihnen noch reden: Sie sollten es unter dem Krummstab nicht schlechter

treffen als bei ihm, wenn auch der Abschied von ihnen nicht leichtfiel, hatten sie doch lange und treu ihm gedient. Doch nicht genug: In Mengen gab er die Hufe, auf der sein Höriger Odalwin saß, dazu, ein ordentlich gehaltener Hof, ertragreich. Auch was sein Vater ihm einstens vererbt, ein ausgedehnter Wald in Wendlingen, der fast an die Hartkirche grenzte, sollte dazu: Nur schwer trennte sich Heimo von diesem Erbe. Da war das sumpfreiche Haslach eher zu verkraften.

Indes: Erst nach seinem Tod und erst, wenn Suanailta, die Tochter, zu Gott heimgegangen sein würde, sollte der heilige Gallus das volle Recht genießen. Bis dahin erbat er den Besitz zurück, freilich beträchtlichen Zins jährlich entrichtend in Wein oder Getreide. Eigentlich für einen aus adligem Stand demütigend. So war es durchgesprochen, immer wieder hin und her gewendet. Am Ende war's wohl das Beste. Er entblöste sich nicht gänzlich seines Eigens und verfügte auch weiter über den geschenkten Besitz, freilich unter der Herrschaft des Klosters, das dafür ihm und der Tochter Schutz gewährte. Denn: Wer wußte, was die Zukunft bringen werde!

Am Abend des Weihnachtstages trat Heimo nachmals vors Haus – die Hunde waren unruhig geworden und kauerten sich ängstlich und zitternd zusammen. Kein Wunder! Von fern drang das klagende Geheul der Wölfe herunter, die sich in der mondhellen Nacht zum Rudel zusammenriefen. Es war gut, die nächtliche Wache zu verstärken, denn diese Bestien waren, vom Hunger getrieben, äußerst gefährlich. Nur gut, daß der schützende Hag vor Wintereinbruch überprüft und, wo nötig, ausgebessert und verstärkt wurde. Im Nordosten stand das Sternzeichen des Großen Bären am Firmament, der Gallus-Bär allenthalben, selbst an das Himmelszelt versetzt. Fröstelnd ging Heimo ins Langhaus zurück. Schwer vom Wein versank er in traumlosen Schlaf.

Suanailta kleidete sich sorgfältig in der Frühe des Stephanstages, galt es doch, vor einem erlauchten Kreis achtbarer Männer Ehre einzulegen. Das knöchellange Kleid, aus feiner Wolle gewoben, ließ die metallbeschlagenen Zungen der um die Waden gebundenen Riemen noch eben erkennen. Die Schuhe, aus weichem Leder geschnitten, unpassend zur winterlichen Zeit, aber fein und schön, hatte sie in rauhes Pelzwerk gesteckt. Die Knechte mußten den Pfad nach Wittnau noch freistampfen – den die Pferde blieben im Stall in diesen Ta-

gen. Der kostbare Schmuck, von der Mutter ererbt, wurde angelegt: das Amuletthalsband aus bronzenen Kugeln und Bergkristallkugeln, Haarpfeile aus Silber, ein Stirnband dazu, vor allem die kostbare aus Silber getriebene Bügelfibel mit der flächig granatenbesetzten Schauseite, in der Form eines Kreuzes gestaltet. Der Vater hatte den reich gearbeiteten Gürtel angelegt mit einer Schnalle aus Achat. Das Kurzschwert, den einschneidigen Sax, hatte Heimo an den Gürtel gehängt. Er steckte in reich mit Bronze beschlagener Scheide aus Leder. Gegen die grimmige Kälte halfen die schweren Pelze.

Mit langsamen, wiegenden Schritten stapften sie durch den verharschten Schnee, von den Knechten begleitet und von der Meute der Hunde, die übermütig durch den Tiefschnee stoben, die Spuren von Wild aufnehmend, hinunter die Hänge, hechelnd mit hängenden Zungen zurück auf die gellenden Pfiffe der Knechte. Rasch wurde die Höhe gewonnen, und bald schlugen die Hunde von Wittnau an – es war nicht nur freudiges Gebell. Schon öfter hatten die Meuten sich ineinander verbissen. Landpert, der Priester, sah ihnen am Flechtzaun entgegen mit seinen Leuten, herzliches Willkomm entbietend, sie zum Langhaus geleitend. Die Knechte und Hunde blieben draußen, sich zu ihresgleichen gesellend. Es werde geraume Zeit wohl dauern, ehe der Rückweg hinunter nach Merzhausen erfolge. Die Stube, wohliger erwärmt, das Feuer, mit frischen Scheiten belegt, loderte hell, gleichsam als ob des Gallus Bär das Holz habe besorgt. Im Widerschein der unruhigen Flammen spiegelten sich die Gesichter der Zeugen, Verwandte und Freunde des Heimo, über das Fest Gäste des Landpert, da sie von weither kamen. Die Begrüßung war herzlich und lautstark.

Auf der Schreibplatte des Priesters verzehrte sich still die Kerze und warf ihr Licht auf das Pergament und das Schreibgerät. *In dei nomine. Ego Heimo et filia eius Suanailta a[e]que tradamus . . . In Gottes Namen. Ich Heimo und seine Tochter Suanailta, wir übergeben gemeinsam . . .* – der Gänsekiel, immer wieder in die bräunliche Tinte getaucht, schrieb seltsame Zeichen aufs Kalbfell, wobei der Priester, tief über den Tisch gebeugt, lateinische Worte murmelte, unverständliche, ja zauberisch tönende – wie eine Beschwörung; nur wenn er die Stimme hob, um die Namen der Orte und Menschen buchstabierend zu Pergament zu bringen, da wurden sie hellwach und verstanden recht gut: Mere-

susum – Maghingas – Haslaha – Wentilinga – Witunavia. Mit ungeübter Hand endlich nahm Heimo den Kiel in die Faust und kratzte sein Kreuzchen dorthin, wohin die Hand des Priesters ihn wies. Das Zeichen des Heimo. Dann trat Suanailta hinzu: das Zeichen der Suanailta. Die Zeugen erhoben sich, die vielen, einer nach dem andern, so wie der Priester sie rief: das Zeichen des Saraleoz – das Zeichen des Eghiart – das Zeichen des . . . Schließlich unterschrieb der Priester Landpert das pergamentene Blatt. Die Kerze war längst niedergebrannt, als der Priester das wichtige Stück sorgsam verwahrte, auf daß bald ein reitender Bote es nach dem Galluskloster bringe.

So stiegen die Orte Wittnau und Merzhausen, Wendlingen und Haslach aus der Namenlosigkeit auf ins helle Licht der Geschichte. Die handelnden Menschen – die Schenker, die Zeugen, der Priester, die hörigen Menschen, Objekte nur, erleidende, alle sanken zurück ins Dunkel der Vergessenheit.

Ein Tag aus dem Leben des Heimo und der Suanailta, freilich: kein beliebiger Tag. Ein Tag aus dem Leben von Menschen, die dieses Tal einst bewohnten, es dem Wald abrangen, daß reiche Früchte es bringe. Wie ein Blitz die gewitterschwere Nacht für einen Lidschlag erhellt und die Landschaft im gleißenden Licht sich zeigt, so leuchtet uns im Pergament des Stiftsarchivs von St. Gallen ein Moment der Vergangenheit auf – ein Moment, der Lidschlag der Geschichte. Wie fern oder wie nah steht uns diese Zeit – ihre Gesellschaft, ihre Wirtschaft, ihre Kultur, ihr Glaube? Wie fremd oder wie vertraut sind uns die Menschen, deren Namen zufällig aufgeschrieben wurden – Tausende und Abertausende blieben namenlos –, aufgeschrieben, weil Schriftlichkeit sich ausbreitete aus romanischen Landen, von Süden und Westen, und Rechtsgeschäfte für alle Zeit unerschütterlich und unverbrüchlich festgehalten werden sollten. Ein Pfeiler, gewissermaßen, steht fest gegründet und wohl gefügt in der Vergangenheit, an den Ursprüngen, zu dem hin wir die Brücke schlagen aus unserer Zeit, der so andersartigen, der fortgeschrittenen – über 1200 Jahre hinweg. Welch ein Zeitraum, voller Dunkel, gefüllt mit den tausendfachen Schicksalen der Namenlosen, voller Liebe und Haß, Leben und Tod, Elend und Not, Unterdrückung, Leiden und Schmerz, Reichtum und Glanz, Krieg und Frieden, Sehnsucht, Hoffnung und Träumen, ja Träumen vor allem.

„Denn tausend Jahre sind in Deinen Augen gleich einem jüngst vergangenen Tag, gleich einer Wache in der Nacht“ (Ps 90,4). In diesem Atem Gottes mögen wir aufgehoben sein, wenn Endlichkeit und Ewigkeit bedacht werden. Und über allem steht dieselbe Sonne und leuchten dieselben Sterne, ragen die Berge wie ehedem und fließt der Strom durch die breite Ebene, gespeist von den Wassern der Höhe. Auch im Zeichen des Kreuzes steht dieses Tal mehr denn als 1200 Jahre – noch trägt mancher alte Grenzstein an verschwiegener Stelle das Zeichen der Jesuiten, die lange am Eingang des Tales regierten. Immer wieder haben die Menschen ihre Toten begraben im Zeichen des Kreuzes, Erlösung verheißend: denen, die damals, kindlich und einfach, ganz ohne Bildung glaubten, anders freilich den Heutigen.

Die Kirche, der Turm, bekrönt mit dem Zeichen des Kreuzes, wies stetig den Weg durchs Leben, das endliche, hinüber ins ewige: Zeit und Zeitlosigkeit. Ich möchte träumen wie Kurt Heynicke, der lange die Landschaft erlebte und sie besang:

Dorf im Tal

Des Tages Farben sinken hin
wie Schnitterlied
von Sonne satt.

Und rührsam aus des Kirchturms Uhr
klingt Zeit
wie einst.

Mit blauer Schleppe tritt ein Stern
zu dir herein.
Im Traume liegt die müde Welt.
Im Traum
auch du.

Nun singt die Nacht
wie eine Schale von Kristall,
die leis ein keuscher Mund berührt.

Was fangen wir ein in die Schale aus Traum? Was holen wir herüber aus ferner Zeit im Gedenken, nachdenkend dem, was vergangen ist, versunken – wohin? Wo ist unser Ort in der Folge der Geschlechter, die kamen und gingen, kommen und gehen? Was geben wir weiter, schöpfend aus den heiligen Wassern des Ursprungs?

Auf den Ursprung nämlich sind wir verwiesen in diesen Tagen des Festes, wenn wir uns recht besinnen: gleichgültig, ob wir hier geboren sind, ob gar unsere Vorfahren in diesem Tal schon gelebt haben oder ob wir in dieses Tal kamen, um heimisch zu werden, eine neue, eine zweite, eine dritte, eine vierte Heimat zu finden. Wir alle haben unseren Ursprung, den je eigenen, unverwechselbaren Quellgrund, die Heimat, und wir tragen sie mit, wenn wir den Ort verlassen, den Ort des Ursprungs, da unsere gedenkende Erinnerung ihn nie vergißt, welche Wanderschaft auch immer wir auf uns nehmen oder nehmen müssen. Dieser Wandermönch Gallus aus Irland trat eine weite Reise an, deren Ziel er nicht kannte, bis er den Ort fand, der ihm endgültige Heimat wurde, wie uns die Vita sancti Galli, die Lebensbeschreibung des heiligen Gallus, überliefert. Die Stelle steht im Zusammenhang mit der Bärengeschichte, die ich vorhin eingeflochten habe: Gallus sei auf der Suche nach der endgültigen Bleibe unterwegs in schlangenreichem Gestrüpp gestrauchelt und zu Boden gestürzt, der ihn begleitende Diakon wollte ihm aufhelfen, damit sie die Reise fortsetzten; doch der Gottesmann habe gesagt: Laß mich, dies hier ist meine Ruhestatt von Ewigkeit zu Ewigkeit; hier werde ich wohnen, weil ich diese Ruhestatt erwählte. Dann habe er einen Haselstecken geschnitten, daraus ein Kreuz gebildet und dieses Haselkreuz in den Boden getrieben: ein Haus des Herrn, ein Haus Gottes wurde dort gebaut und Wohnungen der Mönche.

Wir bauen unsere Häuser und suchen unsere Wohnung. Der Mensch kann nur Mensch sein, wenn er behaust ist. In tiefer Schwermut bereits, sang Friedrich Hölderlin: „Schwer verläßt, was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort.“ (Freie Rhythmen: Die Wanderung) Vielleicht hat diese Zeile einst Kurt Hey-

nicke angerührt, ihn, der früh schon seine schlesische Heimat verließ, auf lange Wanderschaft ging, bis er in diesem Tal die endgültige Bleibe fand, wo er viele Jahrzehnte leben durfte, heimisch geworden in dieser Landschaft, der er huldigte, doch die Heimat der Kindheit nie vergessend.

Aller Dinge Ursprung

Wie am Himmel ruht das blaue Gebirg,
so steht am Rande der Jahre immer die Heimat,
zugewendet den Gesichtern der Jugend,
aus der Schale der Träume fließt sie.

Es wachsen die Sterne über die Felder herauf,
im Dickicht der Wälder atmet noch immer die Sage,
aus der Quellen Mund reden die Geister:
in uralter Verzauberung
endet der Pfad.

Dampf engen die Städte sich ein,
über die Berge donnern die Wogen der Stürme,
an zaudernden Flüssen
ruhen die Ebenen reich.

Der Mensch schlägt Wurzeln überall,
aber am köstlichsten ist Heimat,
Jahrhunderte leben in allem und allem mit ihr,
und aller Dinge Ursprung
ist sie.

Privatdruck – nicht im Buchhandel
Die Drucklegung wurde ermöglicht durch Spenden der
Öffentlichen Sparkasse Freiburg
der Volksbank Freiburg und
des Herrn Landrat des Kreises Breisgau-Hochschwarzwald

Gesamtherstellung: Rombach Druckhaus KG, Freiburg
1986